

SONDERDRUCK

der Rezension von **Michael B. Buchholz** zu:

Christine Kirchhoff/Gerhard Scharbert (Hg.): (2012) *Freuds Referenzen*, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2012 (= LiteraturForschung, Bd. 15). – 252 S., € 24,90

erschienen in: *Jahrbuch für Literatur & Psychoanalyse. Freiburger literaturpsychologische Gespräche*, Bd. 32, Rahmenthema: »Scham«, hg. von Joachim Küchenhoff, Joachim Pfeiffer, Carl Pietzcker, Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 248-251.

Christine Kirchhoff/Gerhard Scharbert (Hg.): *Freuds Referenzen*, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2012 (= LiteraturForschung, Bd. 15). – 252 S., € 24,90.

Geht man in Salzburg durch das »Siegmundstor« – es wird dort mit »ie« geschrieben –, das einen großen Tunnel durch den Berg öffnet, findet man zu seinem Erstaunen oben, am Tunneleingang, die lateinischen Worte »Saxa loquuntur« in eine Steintafel gehauen. Die Steine sprechen. Das ist schön, weil es eine der potentiellen Referenzen darstellt, auf die Freud vielfach anspielt – Freuds Werk, ein Netzwerk von geheimen biographischen Verweisungen? Oder auch eingespielten Größenphantasien, die gar nicht so geheim sind, weil sie ja indirekt kommuniziert werden? In der Fallgeschichte der *Katharina* etwa schreibt er an einer Stelle, dass er das hysterische Alphabet zu entziffern gelernt habe und ein solcher Ausdruck wie der auf dem Gesicht von Katharina, so erklärt er dem jungen Mädchen und indirekt dem Leser, stelle *Ekel* dar – und sich selbst zeigt er verdeckt als jenem Champollion gleichend, der 1822 die Hieroglyphen, die heiligen Zeichen der Ägypter, entzifferte – nicht als Bilderschrift, sondern als Zeichenschrift. Freud, der Entdecker, das Conquistadoren-Temperament, der kühne Forscher und schüchterne Liebhaber – und jetzt noch als einer, der beständig biographisch-assoziative Vernetzungen in sein Werk einbaut.

Kaum etwas ist interessanter. Der Medienwissenschaftler *Knut Ebeling* zeigt in einem ungemein kenntnisreichen Beitrag über »Freuds Archäologie der Hysterie« – das Salzburger Beispiel ist ihm entgangen –, wie sehr »Freud sein ganzes Psychologeleben Archäologe gewesen« ist (S. 57). Deshalb »sprechen die Steine«, *saxa loquuntur*. Mit diesem lateinischen Zitat beendete Freud 1891 seinen Vortrag vor der Gesellschaft der Wiener Ärzte, als er meinte, die entscheidenden Schritte »Zur Ätiologie der Hysterie« gerade durch die Archäologie-Metapher gelöst zu haben. Damit beginnt die Psychoanalyse, damit endet sie selbst dann nicht, als Freud auch im Spätwerk immer wieder darauf zu sprechen kommt. Der Analytiker – das ist ein Ausgrabender, einer, der erinnert, der aus steinernen Bruchstücken eine vergangene Welt lebendig rekonstruiert. Aber, das ist die Pointe des Beitrags von Ebeling, Freud war darin sehr beeinflusst von den realen archäologischen Bemühungen in Österreich, sein Jugendfreund Emanuel Löwy spielt da eine wichtige Rolle und die Frage stellt sich demnach, ob die Rede von der Metapher die Sache vielleicht eher harmlos macht? Ebeling seinerseits gräbt in den Archiven und führt eine Menge sehr hübscher Parallel-Stellen an, die zeigen, wie sehr Freud sich an die reale Archäologie seiner Zeit anlehnte, sie ist eine der bislang unentdeckten Referenzen Freuds. Löwy, den man heute noch im Wiener Freudmuseum auf einem Video antreffen kann, war einer der Informanten Freuds über die etwas ins Hintertreffen geratene österreichische Archäologie. Das war in der Zeit der 1860er Jahre, als man im französischen Périgord-Noire die Höhlen mit den prähistorischen Zeichnungen entdeckte, eine reale Konkurrenzproblematik und Freud nahm, auf dem Umweg über solche persönlichen Verbindungen wohl informiert, sozusagen an den 1880er Expeditionen der Österreicher publizistisch teil. Ebeling enthüllt solche Zusammenhänge in atemberaubender Rasanz und informiert in allen Details. Nur mit der Auffassung, damit sei die Archäologie als Metapher bei Freud widerlegt, denn man habe ja die reale Disziplin gefunden, auf die Freud sich bezieht, schießt er über das Ziel hinaus; denn das Wissen um diese Zusammenhänge zeigt vielmehr gerade, wie die reale Archäologie als

»metaphorische Projektion« (George Lakoff¹) gedient hat, um das Seelische metaphorisch zu projektieren.

Ebenso informativ ist der Eröffnungsbeitrag von *Peter Berz*, Kultur- und Medienwissenschaftler, in diesem Band. Er betrachtet die Biologie von Wilhelm Bölsche, der 1905 einen Band über das *Liebesleben in der Natur* publizierte, und verfolgt dessen Rezeptionsspuren bis zu jenem Arzt einer Schwadron aus Ungarn, der sich 1914 zu Beginn des ersten Weltkriegs die Zeit mit solcher und weiterer Lektüre vertreibt und sich an Schilderungen erfreut, dass die Blaufelchen des Bodensees in die Luft springen, um sich mit dem Bauch zu berühren und dabei zu befruchten. Dieser Arzt, Sándor Ferenczi, versucht sich alsbald ebenfalls in der Biologie und kommt zu weitausgreifenden Spekulationen über den Beginn des Lebens, die Sehnsucht, in den Mutterleib zurückzukehren und welche Rolle die Sexualität dabei spielt; nur dem männlichen Samen ist diese Rückkehr vergönnt. Und kommt auf allerlei Symboliken, den Wunsch und die Regression zu sprechen und tauscht sich darüber mit Freud aus, der sich seinerseits mit den Arbeiten des Biologen August Weismann und dessen Protoplasmatheorie auseinandersetzt. Berz schafft hier eine Verknüpfung mit Lacans Steigerungsreihe vom Imaginären, Symbolischen und Realen, die ich faszinierender noch nicht gelesen habe. So möchte man die verborgene Geschichte der Psychoanalyse serviert und erläutert bekommen.

Der Herausgeber *Gerhard Scharbert* knüpft an das Thema der Sprache an, deren Eigentümlichkeiten von Pinel als ein mögliches Symptom eingeführt wurden. Man erinnert sich an Foucaults Schrift *Wahnsinn und Gesellschaft*, die nur ganz nebenbei erwähnt wird, weil Scharbert ganz Eigenes beizutragen hat, v. a. weil er in den Texten der französischen Psychiatrie herumstöbert und lesenswerte Entdeckungen macht. Auch darüber, wie mit Haschisch experimentiert wurde, um jenen »Angelpunkt im nervösen Apparat des Menschen« zu finden, der weit eher als die »unbekannte organische Ursache« (S. 40) in der Lage wäre, die funktionelle Operationsweise des Geistes zu demonstrieren.

Mai Wegener, Psychoanalytikerin in Berlin, diskutiert Freuds Stellung zu den Naturwissenschaften; ein Zweifel, ob er tatsächlich jener Bekenner und Förderer der Neurowissenschaften sei, wofür er von deren modernen Vertretern gerne in Anspruch genommen wird, liegt ja schon lange in der Luft. Sie glaubt nicht, dass die gegenwärtige Neuropsychanalyse sich auf eine im Freud'schen Entwurf einst skizzierte Programmatik allzu deutlich berufen könne; es gab nämlich gute Gründe, warum Freud dies Projekt aufgab. Diese Autorin ist eine genaue Leserin. Sie zitiert einen der Urheber des physiologischen Materialismus, Du Bois-Reymond, der den Kraftbegriff der Physik als allein gültigen im menschlichen Leben geltend machen und durchsetzen wollte und findet, dass dieser Mann »zwischen den Vorgängen der toten und denen der unbelebten [*sic!*] Natur« (S. 93) unterscheiden wollte – zwischen toten und unbelebten! Gemeint war die Unterscheidung zwischen den lebendigen und den toten Kräften – aber die Fehlleistung verrät die Absicht und man ist weniger verstimmt als eher zufrieden über diesen schönen Fund. Er klärt nämlich etwas auf über die geheime Geschichte des naturwissenschaftlichen Materialismus

¹ Vgl. George Lakoff: *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*, Chicago/London 1987.

und den vielfach – von George Devereux polemisch – formulierten Verdacht, diese Wissenschaftsauffassung mache aus lebendigem Fleisch Metzgerware. Freud wandte sich wohl auch deshalb davon ab und über die Gründe erfährt man eine Menge in Wegeners Beitrag. Das wird direkt aufgegriffen, wenn auch in ganz anderer Weise weiter geführt, im Beitrag von *Christine Kirchhoff*, die die bekannte rhetorische Figur aufspießt, Freud habe sich von der Neurowissenschaft nur deshalb abgewandt, weil man damals eben »noch nicht weit genug« gewesen sei. Dazu, so Kirchhoff, wird Freud zu oft unvollständig zitiert. Liest man nur die weggelassenen nächsten oder voranstehenden seiner Sätze, kann man der Autorin nur zustimmen: »Psychisches lässt sich, so Freud, nur in den ihm angemessenen Begriffen wahrnehmen und beschreiben« (S. 220).

Brigitte Boothe, Professorin der klinischen Psychologie aus Zürich, analysiert die Spuren des Ödipusmythos in der Psychoanalyse, ein Beitrag, der gehaltvoll klinisch geschrieben ist. Sie interpretiert den Ödipusmythos im familiären, weniger im mythologischen Rahmen oder dem der Tragödie, zieht Verbindungslinien zum Narzissmus und phallischen Profilierungen und weitet ihren Blick auf Freud als denjenigen, der mit dem Ödipuskomplex seinerseits einen Referenzrahmen für Blicke auf Dreiecksgeschichten geschaffen hat.

In einem ähnlichen Sinne kommt *Heinz Schott* auf die Freud'sche Selbstanalyse zu sprechen; sein Text ist ein älterer, der schon einmal 1983 publiziert und hier erneut aufgenommen wurde. Aber man darf sich von dem Hinweis, wie wenig die Selbstanalyse thematisiert wurde, auch heute durchaus noch angesprochen fühlen. Freud selbst wird eine »eigentümliche unentschiedene Haltung gegenüber der Möglichkeit der Selbstanalyse« bescheinigt (S. 141).

Beeindruckend auch der Beitrag von *Eckart Goebel* über das Ideal, dessen Changieren zwischen Narzissmus und Sublimierung so ungeklärt ist – aber wenn man Goebel gelesen hat, wird einem manches klarer. Die alltägliche klinische Rede verbirgt eher die enormen theoretischen Schwierigkeiten, die mit dem Sublimierungskonzept verbunden sind – auch das vielleicht eher Metapher (aus Chemie und Alchemie) als ein selbständiges Konzept. Goebel beginnt mit einem Passus aus der katholischen Liturgie (»Aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund«), erläutert sofort, wie wenig es braucht – »nur ein Wort«! –, um die Seele zu heilen, also keine Chemie als Tablette, geht über zu Kierkegaard und kommt zu Sartre, den leider meist Vergessenen, dessen Klärung des Ideals das Gerüst des weiteren Beitrags abgibt. Sartre nämlich sieht im Gottesbegriff die Begierde des Menschen, selbst Gott zu werden; der Mensch eben sei die Begierde, Gott zu sein. Dazu beruft sich Goebel später auch auf Hegel. Von dieser existentialistischen Bestimmung aus wagt Goebel seine Klärung des Sublimierungs- und Narzissmuskonzepts und es gelingen dabei schöne Formulierungen: »Sublimierung ist kluges Narzissmus-Management im Dienste der Zivilisation und so sicher wie die friedliche Nutzung der Kernenergie. Denn dasjenige, was Sublimierung allererst möglich macht, der Wechsel von Objekten, bezeichnet zugleich den Grund, warum Sublimierungen stets von radikalen Regressionen bedroht bleiben« (S. 175). Die Lösung aus einer allein triebtheoretischen Fundierung von Sublimierung wird gut begründet und zugleich eine geheime religiöse Dimension von Freuds Referenzen erkennbar. Das fände gute Unterstützung bei

anderen Autoren wie Heribert Wahl, Jakob Hessing oder Herbert Stein. Psychoanalyse, so wird einem klar, ist eben auch eine Mission.

Der Band enthält noch weitere Beiträge, von *Illit Ferber* über Freuds Anfänge in der Aphasie-Studie, von *Constantina Papoulias* und *Felicity Callard* über eine Rehabilitation des Triebkonzepts und einen abschließenden Text von *Armin Schäfer* zum Anti-Ödipus. Ein Buch, dessen Konzeption mich beeindruckt hat. Hier werden Referenzen Freuds in einer Weise präsentiert, die nicht nur den kleinen Kreis der Psychoanalysehistoriker ansprechen wird, sondern weit darüber hinaus in aktuelle Debatten wie etwa die um die Neuropsychoanalyse eingreift und so auf anspruchsvolle Weise klinische Problemstellungen aufgreift und theoretische Klärungen anbietet. Es ist ein *must read*.

Michael B. Buchholz